SYRIEN

Das Experiment von Manbij

In der ersten befreiten Großstadt des Landes haben die Rebellen die Verwaltung übernommen. Assads Truppen antworten mit gezielten Luftangriffen auf Schulen und Krankenhäuser.

Zornige Alte drängen in den Saal, sie halten sich nicht mit Höflichkeiten auf. Wütend herrschen sie die Verdutzten hinter ihren Schreibtischen an. Das mit der Revolution sei ja in Ordnung, aber: „Wo bleiben unsere Renten?“

Mühsam kann der Mann vom Justizkomitee sie überzeugen, wenigstens einen Verhandlungsführer zu bestimmen, damit nicht alle durcheinanderreden. Doch sie bleiben eisern: „Ihr seid der neue Staat! Also müsst ihr auch unsere Renten zahlen!“

Von einem Sessel am Rand verfolgt ein Stammesführer die Szene. Ein Geistlicher und ein Anwalt diskutieren auf dem Sofa die Regeln für Gefangene. Und der neue Polizeichef wüsste gern, wie er seine Männer wieder auf die Straße bringen kann. Er hat zwar 24 neue Uniformen, aber doppelt so viele Polizisten, es fehlt zudem an Munition für ihre Dienstpistolen.

Im Serail tagt der Revolutionsrat. Noch aus osmanischer Zeit stammt der Name für den Zentralbau, in dem Bürgermeister, Polizei, Gericht, Katasteramt ihren Sitz hatten und einst alle Fäden der Macht zusammenliefen. So ist es nun wieder, nur steht die Macht kopf.

Was derzeit in Manbij geschieht, einer einst verschlafenen Provinzmetropole im Norden Syriens, ist das erste Zukunftsexperiment inmitten des Grauens: Während anderswo Rebellen gegen die Truppen des Regimes kämpfen und ganze Orte zu Trümmerhaufen bombardiert werden, ist Manbij die erste befreite Großstadt Syriens. Seit sich das Regime Mitte Juli zurückzog, regieren Räte über die 150 000 Einwohner von Manbij und den dazugehörigen Bezirk, in dem über eine halbe Million Menschen leben.

Weite Landstriche im Norden hatte die Armee schon im Frühjahr verlassen, aber dass sie eine ganze Stadt einfach aufgab, ist vor allem der Besonnenheit auf beiden Seiten zu verdanken. Im Namen der Opposition verhandelte ein gewiefter Immobilienmakler monatelang mit den Chefs der allmächtigen Sicherheitsdienste und schloss diskrete Deals: Demonstrationen nur für 15 Minuten, dafür im Gegenzug keine Schüsse auf die Protestierenden. Hinzu kam das topografische Glück der Stadt, so abgelegen zu sein, dass sie irgendwann umrundet war von Gebieten unter Kontrolle der Rebellen.

„Da war es zu spät, Truppen zu schicken“, sagt Makler Ibrahim Sallal lächelnd, „als das Regime seinen Krieg beginnen wollte, waren schon alle Wege dicht.“ Am Morgen des 19. Juli setzten sich die Oberen der Sicherheitsdienste und der „Schabiha“-Milizen dann ab, während 51 Polizisten geschlossen überliefen.

Manbij blieb sich selbst überlassen, die Einwohner haben nach vier Jahrzehnten der Diktatur nun plötzlich einen unabhängigen Stadtstaat zu verwalten. Einen, in dem die Renten nicht sicher sind und das Überleben ebenso wenig.

Denn was das Regime in Damaskus nicht halten konnte, versucht es seit Mitte August gezielt zu zerstören: Täglich fliegt die syrische Luftwaffe Angriffe gegen Manbij und andere Orte im Norden. Es geht weniger darum, die Rebellen in ihren wechselnden Quartieren anzugreifen – es geht um die gezielte Zerstörung der Infrastruktur. Vor allem Trinkwasserleitungen werden bombardiert, Getreidespeicher, Krankenhäuser, Behörden, Schulen. Baschar al-Assads Regime kann nicht mehr siegen. Aber es kann verhindern, dass die anderen siegen.

NARCISO CONTRERAS / DER SPIEGEL

Rebell in Manbij: *Ein unabhängiger Stadtstaat nach vier Jahrzehnten der Diktatur*

E.EDOUARD/GETTY IMAGES/DER SPIEGEL

Verwundete Zivilisten in Aleppo: *Hundert und mehr Menschen sterben pro Tag*

Die Rebellen haben den Fliegerangriffen wenig entgegenzusetzen, das Regime setzt simple Trainingsflugzeuge ein. Deren Silhouetten am Himmel sehen aus wie die Sturzkampfbomber des Zweiten Weltkriegs, und genau so fliegen sie ihre Angriffe: im dröhnenden Sturzflug bis kurz vors Ziel, Bomben ausklinken, dann die Maschine wieder hochziehen.

Im Staatsfernsehen sind keine Flugzeuge zu sehen. Da ist die Rede vom „heldenhaften Kampf gegen die Terroristen", deren Attentaten ganze Straßenzüge zum Opfer fielen. Die werden dann eingeblendet, mehrstöckige Häuser, von denen nur noch Ruinen stehen – die in Wirklichkeit von der Luftwaffe eingeäschert wurden.

Je furchtbarer die Lage, desto stiller wird der Rest der Welt. Hundert und mehr Menschen sterben im ganzen Land pro Tag. Doch in den Nachrichten schnurrt der Krieg zusammen auf die beiden Metropolen Damaskus und Aleppo. Die Bombardements anderer Orte finden kaum Erwähnung.

Zwar forderte Frankreichs Präsident François Hollande vergangene Woche internationalen Schutz für die „befreiten Zonen" im Norden und drohte Damaskus an, „dass wir nicht weiter stillhalten". Obwohl weiterhin genau das geschieht.

Alle Vermittlungsversuche sind gescheitert, vor der Wahl Anfang November wird US-Präsident Obama kein militärisches Wagnis eingehen. Erst recht nicht, nachdem eine Welle des Furors durch Teile der islamischen Welt gegangen ist, ein Mob den amerikanischen Botschafter in Libyen umgebracht hat, mehr als 20 Menschen bei Demonstrationen in Pakistan starben – bloß weil ein Filmausschnitt auf YouTube kursiert, der den Propheten Mohammed verhöhnt.

Niemand in Manbij hat das Video gesehen, niemand kann es sehen. Es gibt kein Internet. Alle elektronischen Verbindungen zur Außenwelt sind abgeschnitten, einzig Ortsgespräche im Festnetz funktionieren noch. Aber was immer zu sehen sein sollte: Keiner versteht die Hysterie.

„Wir kritisieren nicht die Empörung unserer muslimischen Brüder", sagt ein Geistlicher, „aber wo sind die Demonstrationen gegen die Bombardierung der Moscheen in Syrien?"

Präsident Baschar al-Assad verkündet derweil, dass die Lage schon weit besser sei als vor einem Jahr. Nur bis zum endgültigen Sieg gegen die Terroristen werde es noch eine Weile dauern.

„Es ist Wahnsinn", sagt Anas Scheichawais, eine zentrale Figur im Revolutionsrat von Manbij und im Zivilberuf Besitzer einer kleinen Kachelfabrik. „Wir versuchen, ein neues System aufzubauen, während uns das alte weiterhin bombardiert."

Erst am 20. September starben sechs Menschen, als eine Bombe auf dem Hauptplatz einschlug, Tage zuvor traf es eine Schule und den Hof des Polizeipräsidiums. Packen für Packen, Auto um Auto werden nun Gerichtsakten, Heiratsurkunden, Dokumente des Katasteramts aufs Land evakuiert, bevor eine Bombe den Serail trifft – wie es Tage zuvor in einer Kleinstadt weiter südlich geschehen ist. „Die Rettung des Staates vor seiner Zerstörung durch die Regierung", nennt es einer der Anwälte vom Justizkomitee.

Treibstoff kommt nur noch auf Schmuggelwegen an, die Gehälter der Beamten werden nicht mehr gezahlt, und dass es noch Strom gibt, verdankt Manbij nur seiner Lage nahe des Euphrat-Staudamms, der weite Teile Syriens mit Energie versorgt: Klemmt das Regime Manbij vom Netz, könnten die Rebellen das Wasserkraftwerk und damit die Versorgung des halben Landes lahmlegen.

Die großen Fragen des Westens, ob die Revolution von al-Qaida unterwandert oder ob es zu einem Bürgerkrieg kommen werde, sind in dem Experiment von

Manbij zweitrangig. Stattdessen geht es darum, ob die Schulen demnächst wieder öffnen sollen oder nicht. Und wie dann mit den Flüchtlingen aus anderen Orten zu verfahren ist, die dort Zuflucht gefunden haben? Und woher sollen die Schulbücher kommen, die der Staat nicht mehr liefert? Und welche Flagge soll gehisst werden, dass die Luftwaffe nicht die Schulen angreift? Die neue mit drei Sternen? Zu gefährlich. Die alte? Auf keinen Fall.

Es geht um Mehl für den nächsten Monat. Und darum, ob das Brot noch an den Zentralbäckereien ausgegeben werden soll, nachdem in Manbij und anderswo mehrfach Schlangen vor den Bäckereien bombardiert wurden. Es geht um Trinkwasser, Benzin, Wahlen, die verzweifelte Suche nach Geld. „In einem Monat sind wir pleite“, sagt Scheich Mohammed Ali, der temporäre Stadtkämmerer.

Und es geht um die Frage: Wer herrscht eigentlich? Der Rat? Die Rebellen der Freien Syrischen Armee, FSA? Und wer darf wen festnehmen?

Am Morgen hat eine Einheit der FSA in einem Gehöft außerhalb der Stadt drei schwer Misshandelte gemeinsam mit ihren fünf Entführern aufgegriffen.

Die Entführer sagen: Wir sind auch von der FSA und haben drei „Schabiha“ verhaftet, Angehörige der berüchtigten Miliz des Regimes.

Einer der drei Misshandelten hält dagegen: Sie seien Bauern und hätten keine Ahnung, warum die anderen sie gekidnappt und gefoltert hätten.

Nun sind erst mal alle ins provisorische Gefängnis von Manbij im Keller unter dem einzigen Hotel der Stadt gekommen – bis klar ist, wer da eigentlich wen verschleppt hat. Doch schon Stunden nach ihrer Festnahme stürmt eine Gruppe Bewaffneter vom Stamm der Entführer in die Stadt. Sie schießen in die Luft, Männer des FSA-Bataillons „Revolutionäre von Manbij“ tun es ihnen gleich. Binnen Sekunden krachen die Rolljalousien der Läden nach unten, rennen die Menschen in Deckung. Dann wird verhandelt, und die Lage beruhigt sich wieder. Vorläufig.

Die Einheiten der Rebellen sind überall in Syrien von unten gewachsen. Sie kämpfen für ein gemeinsames Ziel, aber konkurrieren untereinander um Macht und Sponsoren. Ohne die FSA wird es keinen neuen Staat in Syrien geben – aber mit ihr wird es nicht leicht, ihn zu errichten.

„Wir wollen, dass alle Einheiten endlich ihre Gefangenen ins zentrale Gefängnis überstellen“, fordert einer der Anwälte auf der nächtlichen Sitzung des Revolutionsrates.

Fast jede Nacht kommen die Komiteevorsitzenden für Polizei, Justiz, Soziales, Energie, medizinische Versorgung zusammen. Die Notabeln des Orts haben die Macht übernommen, auch wenn sie beteuern, dass sie sie schnellstmöglich wieder abgeben wollen, sobald die Lage sich beruhigt. Es ist eine schillernde Runde aus Ingenieuren, Klerikern und Apothekern, einem kettenrauchenden Ex-Geheimdienstler, der vor Jahrzehnten mit dem Terroristen „Carlos“ zechte, dem pragmatischen Kachelhersteller sowie einem Anwalt und Dichter, der 15 Jahre im Gefängnis saß.

Als sie darum streiten, wer von den örtlichen Schergen des Regimes eingesperrt werden sollte, ist es Anwalt Hassan Naifi, der nun Vergebung fordert, obwohl er am längsten litt: „Wir machen unsere Revolution doch für Werte, nicht um der Rache willen. Wir sind gegen Baschar, aber wir wollen nicht werden wie er.“

„Das ist schön gesagt, Hassan“, hält ein anderer dagegen: „Aber wenn ich mit einem Schabih nur nett rede, dann gesteht er, wen er alles umgebracht hat, ja?“

Sie ringen um Kompromisse, rauchen Kette, es ist weit nach Mitternacht, als sie einstimmig beschließen, dass zumindest ein Geistlicher und vormaliges Sprachrohr des Regimes keine Freitagspredigten mehr halten darf.

Trotz allem funktioniert Manbij halbwegs, es ist die einzige Stadt im Norden, in der selbst die Goldläden noch geöffnet haben. Die Stadtreinigung rückt wieder aus. Zwei neue Zeitungen erscheinen, darunter „Die Straße der Freiheit – politisch, unabhängig, wöchentlich“. Man sieht in der Stadt binnen einer Woche mehr Che-Guevara-T-Shirts (zwei) als Qaida-Fahnen (eine). Selbst das halbe Dutzend hartgesottener Islamisten redet von Wahlen.

Manbij ist am weitesten, aber keine Ausnahme: In der umkämpften Millionenstadt Aleppo haben sich die Führer der größten Einheiten mit mehr als 4000 Kämpfern zu einem Militärrat zusammengeschlossen. Anwälte aus der Provinz Aleppo versuchen, einheitliche Rechtsstandards für Ermittlungen und Verhöre auch in den Gefängnissen der Freien Syrischen Armee durchzusetzen. Überall in jenen Gebieten des Nordens, die von den Rebellen kontrolliert werden, bilden sich Dorfräte, Komitees, um das Vakuum zu verwalten – während die Luftwaffe Tag um Tag die Infrastruktur einäschert.

Es ist eine gespenstische Gleichzeitigkeit des Ungleichen – von der manch Nüchterne unter den Aufständischen hoffen, dass sie noch eine Weile anhält. Wie jener hagere Alte, der 32 Jahre lang als Techniker der örtlichen Zuckerfabrik arbeitete.

Er war einer der drei Emissäre, die zum Umspannwerk am Euphrat-Damm fuhren, um das Personal dort zu überzeugen, die Stromversorgung aufrechtzuerhalten: „Assads Leute glauben an ihren Sieg. Den wird es nicht geben, aber den Glauben an ihn sollten sie noch für eine Weile behalten“, sagt er bedächtig. „Denn sonst werden sie alles zerstören.“

Christoph Reuter

ELIAS EDOUARD / GETTY IMAGES / DER SPIEGEL

Verletzter Kämpfer der Freien Syrischen Armee: *Die großen Fragen des Westens sind zweitrangig*